

(Nachdruck verboten.)

201

Toma Gordjejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner
 „Woran kannst Du denn denken?“ sagte Ljuba zu Toma und zuckte die Achseln.

„So! Erstens bin ich allein. Zweitens muß ich leben. So wie ich jetzt bin, kann man nicht leben — versteh' ich das denn nicht? Ich will von den Leuten nicht verspottet werden. Ich kann mit ihnen nicht einmal sprechen. Ich versteh' auch nicht zu denken,“ schloß Toma seine Auseinandersetzungen und lächelte verlegen.

„Man muß lesen, man muß lernen,“ rief Ljuba eindringlich, indem sie im Zimmer herumging.

„In meiner Seele bewegt sich etwas,“ sprach Toma weiter, ohne sie anzusehen, wie zu sich selbst, „doch ich kann es nicht verstehen. Ich sehe, daß alles, was der Pate spricht, sachlich und geschickt ist. Doch das lockt mich nicht. Jene Menschen sind mir viel interessanter.“

„Die Aristokratie?“ fragte Ljuba.

„Ja.“

„Dort bist Du auch am rechten Platz!“ sagte Ljuba, verächtlich lächelnd. „Ach Du! Sind das denn Menschen? Haben sie eine Seele?“

„Woher kennst Du sie? Du bist doch mit ihnen nicht bekannt.“

„Und die Bücher? Habe ich denn nicht gelesen?“

Das Mädchen brachte den Samowar, und das Gespräch wurde unterbrochen. Ljuba goß schweigend den Tee auf. Toma schaute sie an und dachte an Medinstaja. Mit ihr würde er gern gesprochen haben.

„Ja—a,“ begann das junge Mädchen sinnend, „ich überzeuge mich mit jedem Tag mehr davon, daß es schwer ist zu leben. Was soll ich thun? Heiraten? Wen denn? Einen Kaufmann, der das ganze Leben hindurch die Menschen ausrauben, trinken und Karten spielen wird? Einen wilden Menschen? Ich will nicht! Ich will eine Individualität bleiben, ich bin eine, denn ich verstehe schon, wie schlecht das Leben eingerichtet ist. Soll ich studieren? Wird mich der Vater denn forklaffen? Mein Gott! Soll ich stiechen? Dazu reicht mein Mut nicht aus. Was soll ich denn thun?“

Sie preßte die Hände zusammen und senkte den Kopf über den Tisch.

„Wenn Du wüßtest, wie ekelhaft alles ist! Keine lebende Seele ist um mich herum. Seit die Mutter tot ist, hat der Vater alle fortgejagt. Manche sind fortgegangen, um zu studieren. Lipa ist fort. Sie schreibt mir: „Lies.“ Ach, ich lese! Ich lese!“ rief sie mit Verzweiflung in der Stimme aus, schwieg eine Weile und sprach traurig weiter:

„In den Büchern giebt es das nicht, was das Herz braucht, und ich verstehe vieles darin nicht. Endlich langweilt es mich, es langweilt mich, immer allein, ganz allein zu lesen! Ich will mit einem Menschen sprechen, und es giebt keinen! Ich kann es nicht ertragen. Man lebt nur einmal; es ist schon Zeit zu leben, und es ist noch immer niemand da, niemand! Wozu soll ich leben? Lipa sagt: „Lies, dann wirst Du's verstehen.“ Ich will Brot, und sie giebt mir einen Stein. Ich verstehe, was nötig ist; es ist nötig, das zu verteidigen, was man liebt, woran man glaubt, man muß kämpfen.“

Und beinahe stöhnend schloß sie:

„Ich bin aber allein! Mit wem soll ich kämpfen? Es giebt keine Feinde, keine Menschen! Ich lebe ja im Gefängnis!“

Toma hörte ihr zu, indem er die Finger seiner Hand genau musterte, er hörte einen großen Schmerz in ihren Worten, doch er verstand sie nicht. Und als sie bedrückt und traurig schwieg, fand er nichts, was er ihr hätte sagen können, als die Worte, die einem Wortwurf ähnlich sahen:

„Du sagst ja selbst, daß die Bücher Dir nichts wert sind, und mir rätst Du zu lesen.“

Sie blickte ihm ins Gesicht und in ihren Augen flammte Zorn auf.

„O, wie sehr wünsche ich, alle jene Qualen, mit denen ich lebe, möchten in Dir erwachen, daß auch Du, wie ich, die

Nächte vor Gedanken nicht schläfst, und Dir alles berekelt wird, und daß Du selbst Dir berekelt wirst! Ich hasse Euch alle, ich hasse Euch!“

Sie blickte ihn mit hochrotem Kopf so zornig an und sprach so boshaft, daß er erstaunt und nicht beleidigt war. Sie hatte noch nie so mit ihm gesprochen.

„Was hast Du?“ fragte er sie.

„Auch Dich hasse ich. Du, was bist Du? Du bist tot und leer, wie wirst Du leben? Was wirst Du den Menschen geben?“ fragte sie halblaut und mit einer gewissen Schadenfreude.

„Nichts werde ich ihnen geben, sie sollen sich nur selbst bemühen,“ erwiderte Toma und er wußte, daß er sie durch diese Worte noch mehr erzürnen würde.

„Du Unglücklicher!“ rief das Mädchen verächtlich aus.

Die Bestimmtheit und Kraft ihrer Vorwürfe zwang Toma unwillkürlich, ihren bösen Worten zuzuhören; er fühlte einen Sinn darin. Er rückte ihr sogar näher, doch entrüstet und zornig, wie sie war, wandte sie sich von ihm ab und schwieg.

Es war noch hell auf der Straße, und auf den Linden- zweigen vor den Fenstern lag noch der Widerschein des Abendrots, aber das Zimmer war schon von der Dämmerung erfüllt, und das Büfett, die Uhr und der Glasschrank, die von ihr umschleiert waren, erschienen gleichsam vergrößert. Der riesige Bendel sah jede Sekunde aus dem Glas des Gehäuses heraus, und nachdem er matt aufgeschautet hatte, versteckte er sich mit einem dumpfen, müden Laut bald rechts, bald links. Toma blickte auf den Bendel, und ihm wurde langweilig und unbehaglich zu Mute. Ljuba erhob sich und zündete die über dem Tisch hängende Lampe an. Ihr Gesicht war bleich und streng.

„Du hast mich angefahren,“ begann Toma zurückhaltend, „weswegen? Es ist mir unverständlich!“

„Ich will nicht mit Dir sprechen!“ antwortete Ljuba unwirsch.

„Das ist Deine Sache. Aber doch, was habe ich denn verbrochen?“

„Du?“

„Ja, ich.“

„Versteh doch, ich kann nicht atmen! Ich kann mich nicht bewegen. Ist das denn ein Leben? Lebt man denn so? Wer bin ich? Esse das Gnadenbrot beim Vater, er behält mich der Wirtschaft wegen, — dann heiraten — wieder die Wirtschaft! Das ist ein Sumpf. Ich ertrinke, ich erstick.“

„Was habe denn ich damit zu schaffen?“ fragte Toma.

„Du bist nicht besser als die andern.“

„Und darum bin ich schuldig vor Dir?“

„Du bist schuldig! Du mußt besser sein wollen.“

„Will ich es denn nicht?“ rief Toma aus.

Ljuba wollte ihm darauf etwas antworten, doch in dem Augenblick erkönte irgendwo ein Läuten, und sie sagte halblaut, indem sie sich auf die Stuhllehne zurücksinken ließ:

„Der Vater.“

„Ich würde nichts dagegen haben, wenn er mit dem Kommen noch gewartet hätte,“ sagte Toma. „Ich habe Lust, Dir noch zuzuhören, das ist gar so interessant.“

„Ah! Meine Kinderchen, meine Täubchen!“ rief Jakob Larosjowitsch aus, der jetzt in der Thür erschien. „Ihr trinkt Tee? Gieb mir auch waschen, Ljuba!“

Süß lächelnd und sich die Hände reibend setzte er sich neben Toma, stieß ihn scherzend in die Seite und fragte:

„Wovon habt Ihr gegirt?“

„So . . . von allerlei Dummheiten,“ antwortete Ljuba.

„Frage ich denn Dich?“ sagte der Vater mit einer Grimasse. „Sich' und schweig bei Deiner Weiberarbeit.“

„Ich hab' ihr vom Festesten erzählt,“ unterbrach Toma den Vater.

„Ah! So . . . Nun, ich werde auch vom Essen sprechen. Ich hab' Dich dabei beobachtet. Du beunruhigst Dich unvernünftig.“

„Das heißt wieso?“ fragte Toma und zog unzufrieden die Brauen zusammen.

„Das heißt, ganz unvernünftig, das ist alles. Zum Beispiel der Gouverneur spricht zu Dir, und Du schweigst.“

„Was soll ich denn zu ihm sagen? Er sagt, daß es ein Unglück sei, den Vater zu verlieren . . . nun, das weiß ich ja. Was kann man ihm darauf sagen?“

„Da es mir von Gott anferlegt ist, murre ich nicht, Excellenz.“ Das hättest Du sagen sollen, oder etwas Nehrliches. Die Gouverneure lieben sehr die Demut in einem Menschen, mein Lieber.“

„Soll ich ihn denn wie ein Schaf anstarren?“ sagte Zoma lächelnd.

„Du hast wie ein Schaf dreingesehen, — das solltest Du nicht. Man muß weder ein Schaf noch ein Wolf sein, sondern man muß ihm das so vormachen: „Ihr seid unsre Väter, wir sind Eure Kinder. Da wird er gleich windelweich werden.“

„Wozu braucht man das?“

„Auf jeden Fall. Ein Gouverneur kann einem immer nützen, mein Lieber.“

„Was wollt Ihr ihm beibringen, Vater!“ sagte Zuba leise und entrüstet.

„Was denn?“

„Leisetreterei . . .“

„Das ist nicht wahr, Du gelehrte Närrin! Ich will ihm Politik beibringen und nicht Leisetreterei, — die Politik des Lebens . . . Geh lieber! Wende Dich vom Bösen ab und mache uns einen Imbiß zurecht. Geh' mit Gott!“

Zuba erhob sich schnell, warf das Theehandtuch aus den Händen auf die Stuhllehne und ging. Der Vater sah ihr mit zusammengekniffenen Augen nach und begann:

„Ich werde Dein Lehrer sein, Zoma. Ich werde Dich die richtigste, wahrste Wissenschaft und Philosophie lehren, und wenn Du es begreifst, wirst Du ohne Fehler leben.“

Zoma sah, wie sich die Furchen auf der Stirn des Alten bewegten, und sie erschienen ihm den Zeilen der altslawischen Schrift ähnlich.

„Vor allem, Zoma, wenn Du schon auf dieser Erde lebst, hast Du die Pflicht, über alles, was um Dich vorgeht, nachzudenken. Weshalb? Damit Du von der Unvernunft nicht selbst leidest, und durch Deine Dummheit die Menschen nicht schädigst. Jetzt noch eins: Jede menschliche Angelegenheit hat zwei Gesichter, Zoma. Eins ist allen sichtbar, das ist das falsche, das andre ist versteckt, und das ist das richtige. Dieses muß man finden können, um den Sinn der Sache zu verstehen . . . Zum Beispiel die Nachtasyle, die Arbeits- und Verjorgungshäuser und ähnliche solche Einrichtungen. Ueberleg Dir, wozu sind sie da?“

„Was ist denn da zu überlegen?“ sagte Zoma misshütig.

„Das weiß ja ein jeder . . . für die Armen, Kranken.“

„Ach, Bruder! Manchmal weiß jeder, daß ein gewisser Mensch ein Schurke und ein Schuft ist, und trotzdem nennen ihn alle achtungsvoll Iwan oder Pjotr und fügen den Namen des Vaters hinzu . . .“

„Wo soll denn das hinaus?“

„Das gehört alles zur Sache. Du sagst also, daß diese Einrichtungen für Arme und Bettler da sind, also zur Erfüllung des Gebotes Christi. Gut! Und wer ist ein Bettler? Der Bettler ist ein Mensch, der durch das Schicksal genötigt wird, uns an Christum zu erinnern, er ist der Bruder des Heilands, er ist seine Glode und läutet uns Leben, um unser Gewissen zu wecken und die Saththeit des menschlichen Fleisches aufzurütteln. . . Er steht vor dem Fenster und singt: Um Christum willen! und durch dieses Singen erinnert er uns an Christum, an sein heiliges Gebot, dem Nächsten zu helfen. . . Doch die Menschen haben ihr Leben so eingerichtet, daß sie die Lehre Christi unmöglich erfüllen können, und Jesus Christus ist für uns ganz überflüssig geworden. Nicht einmal, sondern hunderttausendmal haben wir ihn kreuzigen lassen, doch wir können ihn noch immer nicht aus dem Leben vertreiben, so lange seine armen Brüder auf den Straßen seinen Namen singen und uns an ihn erinnern . . . Und da haben wir uns jetzt etwas ausgedacht: wir sperren die Bettler in abgeforderte Häuser, damit sie nicht über die Straße gehen und unser Gewissen nicht wecken.“

„Das ist gut ausgedacht!“ flüsterte Zoma erstaunt und starrte den Vater mit weit offenen Augen an.

„Na also!“ rief Majatin aus, und seine kleinen Augen leuchteten triumphierend.

„Wieso ist denn der Vater nicht draufgekommen?“ fragte Zoma unruhig.

„Warte nur! Höre zu, weiter ist's noch schlimmer. Wir sind also darauf gekommen, sie in verschiedene Häuser einzusperren, und damit uns ihr Unterhalt nicht zu viel kostet, zwingen wir alle die Alten und Kranken zu arbeiten . . . Wir brauchen jetzt kein Almosen zu geben, und nachdem wir unsre Straßen von dem Lumpenpack gesäubert haben, sehen

wir das entsetzliche Elend und Leid nicht mehr und können also glauben, daß alle Menschen auf Erden satt, beschuht und bekleidet sind . . . Dazu sind also diese verschiedenen Anstalten da, zur Verbergung der Wahrheit sind sie da, zur Vertreibung Christi aus unserm Leben! Ist das klar?“

„Ja—a!“ sagte Zoma, der von der gewandten Rede des Alten betäubt war.

„Und doch ist das noch nicht alles . . . Die Prüge ist noch nicht bis auf den Grund ausgeschöpft!“ rief Majatin aus, indem er begeistert die Hand in der Luft schwang.

Die Furchen auf seinem Gesicht zuckten, die lange Raubtiernase bebte, und die Stimme hatte Töne der Begeisterung und Nüchternung.

„Wollen wir jetzt die Sache von einer andern Seite betrachten. Wer giebt am meisten für alle die Häuser, Asyle und Anstalten zum Nutzen der Armen? Die Reichen, die Kaufleute, unsre Kaufmannschaft . . . Gut! Und wer führt das Kommando im Leben und teilt es ein? Der Adel, die Beamten und allerlei Menschen, die nicht zu uns gehören. Von ihnen kommen auch die Gesetze, die Zeitungen und die Wissenschaft — alles kommt von ihnen. Früher waren sie Gutsbesitzer, jetzt hat man ihnen die Erde weggenommen, und sie sind in den Staatsdienst gegangen . . . Auch gut! Wer sind aber jetzt die mächtigsten Menschen? Der Kaufmann ist die erste Kraft im Staat, denn bei ihm sind die Millionen! Ist's so?“

„Ja!“ gab Zoma zu, der schon das Unausgesprochene, das in den Augen des Vaters leuchtete, hören wollte.

„Also merke Dir's,“ fuhr der Alte deutlich und eindringlich fort, „das Leben ist nicht von uns, den Kaufleuten, eingerichtet worden, wir haben auch bis jetzt keine Stimme bei seiner Ordnung und dürfen dabei nicht mit Hand anlegen. Das Leben ist von den andern eingerichtet worden, sie sind es, die darin die Hände gezüchtet haben, all die Faulenzer, Armen und Unglücklichen, und da sie's gezüchtet haben, haben sie das Leben beschmutzt und verdorben, sie müßten es auch reinigen, wenn man nach Gottes Gebot urteilt. Wir aber reinigen es, wir geben den Armen, wir sorgen für sie. . . Also überleg' es Dir, bitte: wozu sollen wir fremde Lumpen ficken, wenn wir sie nicht zerrissen haben? Wozu sollen wir das Haus ausbessern, wenn wir darin nicht gewohnt haben, und es uns nicht gehört. Wird es nicht gescheiter sein, wenn wir beiseite gehen und eine Zeitlang dort stehen und zuschauen, wie allerlei Gezücht sich vermehrt und die uns fremden Menschen ersticht? Sie können damit nicht fertig werden . . . sie haben keine Mittel. Da wenden sie sich an uns und sagen: „Bitte, meine Herren, helfen Sie!“ Und wir antworten: „Gebt uns Raum für die Arbeit! Schließt uns als Baumeister in dieses Leben ein!“ Und sobald sie uns einlassen, werden wir das Leben mit einem Schlag von allem Uebel und allen Mängeln reinigen müssen. Dann wird der Zar mit seinen eignen hellen Augen sehen, wer seine wahren Diener sind, und wie viel Verstand sie sich während der Anthätigkeit ihrer Hände gesammelt haben . . . Hast Du verstanden?“

„Wie könnte man da nicht verstehen!“ rief Zoma aus.

Als der Vater von den Beamten sprach, dachte Zoma an die Personen, die beim Essen gewesen waren; ihm fiel der gepränkichte Sekretär ein, und durch seinen Kopf huschte der Gedanke, daß dieser rundliche Mensch sicher nicht mehr als tausend Rubel jährlich bezog, während er, Zoma, ein Einkommen von einer Million hatte. Aber dieser Mensch lebte so leicht und frei, und er verstand nicht und schämte sich zu leben. Dieser Vergleich und die Worte des Vaters riesen in ihm einen ganzen Wirbelwind von Gedanken hervor, doch er hatte nur Zeit, den einen davon zu erfassen und zu gestalten.

„Arbeitet man denn wirklich nur um des Geldes willen? Was hat man davon, wenn es keine Macht verschafft?“

„So!“ sagte Majatin und blinzelte mit einem Auge.

„Ach!“ rief Zoma getränkt aus, „wie war's denn mit dem Vater? Haben Sie mit ihm gesprochen?“

„Zwanzig Jahre hab' ich mit ihm gesprochen.“

„Nun, und was hat er gesagt?“

„Meine Rede ist nicht zu ihm gedrungen . . . Der Verstorbene hat einen etwas dicken Schädel gehabt. Das Herz hielt er weit offen, und der Verstand war tief versteckt . . . Ja—a, er hat einen Fehler gemacht, und um dieses Geld ist es Jamerschade.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Schlittenreisen.

Während der Winter in den meisten Ländern Europas auf vielen Gebieten des Erwerbslebens einen völligen Stillstand, auf andern wenigstens eine bedeutende Einschränkung herbeiführt und daher in weiten Kreisen der Bevölkerung gefürchtet ist, wird sein Erscheinen im hohen Norden mit Freuden begrüßt und bildet sein Höhepunkt zugleich auch den Höhepunkt der Handelsbetätigung. Einen Beweis für diese Behauptung bildet die Tatsache, daß gerade in der kältesten Jahreszeit, Ende Januar und Anfang Februar, die großen Märkte und Messen stattfinden, von denen besonders die berühmten Pelzwaren-messen zu Irbit in Sibirien und Nischnij-Nowgorod in Rußland auch von deutschen Händlern besucht zu werden pflegen. Viele Hunderte von Meilen bringen die Bewohner des Nordens zu ihnen ihre Produkte; aber auch von Niederlassung zu Niederlassung, von Dorf zu Dorf entwidelt sich zur Winterszeit in jenen Gegenden ein lebhafter Handel, um im Warenaustausch nachzuholen, was ihnen die Verhältnisse des Sommers nicht gestatteten. Lappland, das nördliche Rußland und Sibirien sind im Sommer nämlich von ungeheuren Sümpfen durchzogen, und der durchweichte Boden bildet eine Masse, die jeden Verkehr unmöglich macht. Die Kälte des Winters festigt aber den Boden und bedeckt ihn mit einer Eismasse, über die dann der Schnee eine zweite Lage bildet. Nunmehr kann der Eingeborne daran denken, seine Thätigkeit aufzunehmen. Die gewaltigen Entfernungen, die er dabei zurückzulegen hat, bilden für ihn keinen Gegenstand der Furcht, da die uns primitiv erscheinenden Transportmittel es ihm ermöglichen, mit einer erstaunlichen Schnelligkeit über die weiten Schneefelder dahinzufahren.

Das einzige Transportmittel des hohen Nordens ist der Schlitten, zu dessen Bespannung, da in den dem nördlichen Eismeer benachbarten Gegenden das Pferd aus Mangel an Nahrung nicht leben kann, ausschließlich das Rentier und der Hund Verwendung finden. Die in den weiten Gebieten vom Nordkap bis zur Behringstraße zerstreuten Völkerschaften haben für ihre Wintervehikel sehr verschiedene Formen adoptiert. Am originalsten ist der Schlitten der Lappländer, Pulk genannt. Der Pulk läßt sich am besten mit einem Nachen mit plattem Boden in Gestalt eines Schubes vergleichen, in welchem der Reisende der Länge nach sich ausstreckt, indem er sich gegen eine nicht gerade weiche Rückseite lehnt. Die die Boote mit glattem Boden leicht von Sturzwellen überlassen werden, so kentert auch dieser Schlitten mit der größten Leichtigkeit, so daß der Reisende häufig mit dem Schnee unerwünschte Bekanntschaft macht. Zwei italienische Forschungsreisende, Cini und Sommier, die mitten im Winter Lappland vom nördlichen Eismeer bis zum Baltischen Meere durchquert haben, schildern uns recht anschaulich eine solche Pulkreise.

Nachdem sie das Nordkap unter furchtbaren Schneestürmen erstiegen hatten, kamen die beiden Reisenden nach Vosselap, wo der große Markt Lapplands abgehalten wird. Vosselap besteht aus einem Dutzend Hütten, um die herum die zu verkaufenden Waren auf dem Schnee ausgebreitet liegen. Ein Verderben der Waren ist nicht zu befürchten; sie bestehen aus Holz, gefrorenem Rentierfleisch, trockenem Fisch, Pelzwerken, und alles das wird aus weiter Ferne auf von Rentieren gezogenen Schlitten herbeigeführt. Hundert, ja zweihundert Meilen aus der Munde kommen die Lappen, um die Erzeugnisse ihrer Industrie gegen Manufaktur- und Kolonialwaren auszutauschen; — denn auch sie sind große Verehrer von Kaffee, Zuder und Tabak geworden. Das Thermometer weist 40 Grad unter Null an; das einzige Mittel, sich gegen die Kälte zu schützen, ist die Gepflogenheit der Eingeborenen, über die Kleider ein langes Gewand aus Rentierfellen zu legen, das nur am Halse für den Kopf eine Öffnung läßt, und darüber ein Stragen aus Wärenfell; ebenso zieht man Schuhe und Gamaschen aus Rentierfell an, während der Kopf durch eine mit Eiderdamm gefüllte Mütze geschützt wird.

„Auf diese Weise ausgestattet,“ erzählt Sommier, „nehmen wir Platz in unfren Schlitten. An der Spitze befindet sich natürlich das Gespann des Führers; hinter diesem Pulk ist das Rentier desjenigen gespannt, den mein Gefährte begleitet, und an der Rückseite dieses wieder das Tier, das meinen Schlitten zieht; hinter meinem Gespann endlich ist ein Rentier mit den Hörnern angebunden; es zieht keinen Schlitten. „Wenn Sie kentern, so werfen Sie sich nach der andren Seite, indem Sie die rechte Hand und das linke Bein nach außen strecken,“ empfiehlt uns unser Führer. Anfangs geht alles gut; von Zeit zu Zeit schwankt der Schlitten; aber dank der uns von unfrem Lappen angezeigten Gymnastik gelingt es uns, das Gleichgewicht zu behalten. Aber später, als die Oberfläche immer hügeliger wird, giebt es keinen Augenblick der Ruhe; fortwährend müssen wir bald die Beine rechts, bald die Arme links und umgekehrt werfen. Bisweilen ist fast der ganze Körper außerhalb des Pulks. Mit dem Rücken streifen wir den Schnee, während Arme und Beine arbeiten als ob wir auf dem Rücken schwimmen würden; angenehm ist solche Lage nicht. Aber das ist nichts gegenüber den Stößen, die wir beim Herabfahren fühlen müssen. Da erst offenbart sich der Nutzen des hintersten Rentieres. Es dient dem Zuge zum Hemmen.

Wenn an den Abhängen die Schlitten eine zu große Schnelligkeit annehmen, so widersteht das an den Hörnern sich fortgezogene fähende Tier mit den Füssen und mähtig so den Lauf. Bald steigen wir wieder die Plateaus hinan. Von oben eröffnet sich ein Schau-

spiel von unergleichbarer Panbergewalt. Solweit das Auge schweift, eine weiße, glänzende, ungelige Ebene; ein zu Eis erstarrter Ocean! Mit gewaltiger Schnelligkeit eilen wir den Rücken einer dieser Bogen hinab und verschwinden mitten am Abhange in das bewegte Meer. Geblendet und betäubt durch den Stoß, haben wir nicht einmal Zeit, uns umzuschauen; und schon klettern die Rentiere wieder den entgegengesetzten Abhang hinan, uns grausam hin- und herkaufend.“

Auf solchen Expeditionen macht die Karawane, gewöhnlich im Mittag, Halt, um die Zugtiere ihr Futter einnehmen zu lassen. Gerade dieser Umstand, daß man sich weder um sein Futter vorher kümmern noch für dasselbe schwerwiegende Vorräte mitnehmen muß, bildet einen der Vorzüge in der Verwendung des Rentiers als Zugtier in dem unfruchtbaren Lande. Im Winter nähert es sich von einer in der ganzen nördlichen Zone sehr reichlich vorkommenden Flechte, die fast den ganzen Boden der Wälder bedeckt. Macht die Karawane Halt, so scharrt der Führer mit einem Stocke den Schnee auf, legt ein Stück Boden frei, und sofort beginnen die Rentiere mit ihren Hufen den Schnee weiter zu entfernen und wie Panttiere in ihm zu wühlen, bis sie schließlich die ersehnte Flechte erreichen.

Sehr häufig machen die Reisenden in einem Lappenlager Halt. Diese Lager sind zugleich Herbergen und Stationen inmitten der Schneefelder. Man kann sich in ihnen an einer Tasse Kaffee, ein Getränk, das die Eingeborenen sehr lieben, erwärmen oder, wenn die Tiere ermüdet sind, andre aufspannen.

Die Dressur des Rentieres ist sehr unvollkommen. Es galoppiert nach eigenem Gutdünken, und das primitive Geschirr erlaubt keine regelrechte Zügelung; es trägt keine Kantare, sondern einen Halfter. Wenn man einen Wald durchweilt, so ist der Reisende manchen Gefahren ausgesetzt. Während das Tier in eilendem Lauf zwischen den Bäumen dahinstürmt, streift es sie oft, unbekümmert um den Schlitten, den es zieht; ihm genügt es, Platz zur Passage zu haben, und da sind denn Kopf- und Rippenstöße nicht selten, so daß der Reisende die Wohlthat der mit Eiderdamm gefüllten Lappenmütze schätzen lernt. Anßerdem hat das so friedfertig erscheinende Rentier bisweilen seine bösen Launen und Tüden, und wenn sein Führer es antreibt oder seine Bewegungen zu ändern sucht, so drückt es seine Unzufriedenheit durch einen Angriff mit den Hörnern aus. Auch kennt das Tier wenig Geduld. Ein Reisender, der auf den unglücklichen Gedanken läme, seinen Schlitten zu verlassen, ohne das Gespann zu befestigen, wäre, da das Tier ohne weiteres weiter laufen würde, inmitten der Schneewüste, in welcher er bei der schweren Kleidung kaum einen Schritt gehen könnte, rettungslos verloren.

Die Lappen haben keine genaue Vorstellung von Längenmaßen, so daß es ihnen schwer fällt, Angaben über die Schnelligkeit der Rentiere zu machen. Aber nach den von dem Forschungsreisenden Bürtel gemachten Beobachtungen soll das Tier 200 bis 300 Meter in der Minute zurücklegen, also etwa 10 Kilometer in 35 bis 50 Minuten. Nach andren Autoritäten ist seine Schnelligkeit allerdings etwas geringer; andererseits ist es nicht sehr stark; ein Schlitten, in der ein einziger Mann sitzt, bildet für das Rentier schon eine genügende Last.

Als Zugtier wird das Rentier nur im Norden Europas und im westlichen Sibirien benutzt; die übrigen sibirischen Völkerschaften und Bewohner der arktischen Zone, die Eskimos, die Indianer Kanadas und nach deren Beispiel die Trapper bedienen sich des Hundes; die zur Bespannung eines Schlittens nötige Anzahl von Hunden ist sehr verschieden. In Grönland verwendet man acht, in Kanada vier für den „Lobboogen“, im östlichen Sibirien zwölf und selbst bis vierundzwanzig, wenn der Schlitten schwer beladen ist. An den Ufern der Lena vermögen zwölf Hunde einen Schlitten mit einem Gewicht von 1800 bis 225 Kilogramm zu ziehen. In einigen Ländern ist die Meute frontweise angeordnet, in andren zu je zweien. Wenn der Schnee stark gefroren ist, so weist er sehr harte Stellen auf, an denen sich die Hunde die Pfoten verletzten würden; um sie gegen solche Verletzungen zu schützen, ziehen ihnen die Eskimos Handschuhe, kleine, dicke Fellstücke an.

In Grönland werden die Gespanne durch einen „Chefhund“ geleitet, der seine Hundegesellschaft leitet, wenn sie nicht gut die Richtung halten. Der Führer des Schlittens ist außerdem mit einer langen Peitsche mit kurzem Stiel bewaffnet, die er mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit handhabt. Unter der Drohung mit diesem Instrument ziehen die Hunde, wie man sagt, sehr ruhig und friedlich ihre Last. Wenn sie aber irgend ein Wild aufspüren, so bleiben sie allen Befehlen gegenüber taub und rebellisch. Sofort machen sie sich in rasendem Lauf an die Verfolgung des aufgespürten Wildes. Kein Hindernis hält sie bei dieser Jagd auf; über Berge und Thäler eilen sie dahin, rasen an Abhängen hinunter und erklimmen die eis- und schneebefleckten Hügel. Schwere Verletzungen und selbst tödliche Stürze der Schlittenmassen sind in solchen Fällen nicht selten.

Der Hund begnügt sich nicht wie das Rentier mit Flechten. Dennoch bekümmert auch sein Besitzer sich wenig um seine Ernährung. Der Hund frisst die Abfälle der Haushaltung, und diese sind nur lärglich, da die Eskimos, Lungenen und Jafuten von einem Vogel oder Fisch nichts übrig lassen. Aber die Not macht erfinderisch, und die Hunde des Nordens erhalten in der Ausübung des Diebstahls eine hohe Geschicklichkeit. Um die Vorräte während ihrer Abwesenheit gegen die Diebesgelfüste zu schützen, internieren die Eskimos den

Sommer über ihre Hunde auf Inseln. Sie lösen damit zugleich ohne Kosten die Ernährungsfrage. Vom Hunger getrieben, werden diese Tiere gefressen; sie überwachen aufmerksam die Wogen, die gegen das Ufer prallen, und sobald sie Fische bemerken, stürzen sie sich in das Wasser und haschen nach den kleinen Fischen, die sie heißhungrig sofort verzehren.

In dem Kampfe, den der Bewohner des Nordens mit den Elementen zu bestehen hat, leisten ihm Schlitten, Rentier und Hunde unergleichen Dienste. Sie allein gestatten es ihm, über die Hindernisse der Natur zu triumphieren und selbst zu einer Zeit, wo in unsren mit so vorzüglichen Transport- und Verkehrsmitteln aller Art ausgestatteten Gegenden Stodungen durch Eis- und Schneemassen nicht selten sind, sein Dasein zu fristen. — Dr. J. Wiese.

Kleines Feuilleton.

ie, Mehr Ruhe! In London hat sich seit kurzem ein besondrer Kampf gegen den Straßenlärm entwickelt, an dem sich eine Reihe von Behörden, von bedeutenden Persönlichkeiten sowie die politische und ärztliche Presse beteiligen. Vor allem richtet sich das Bestreben auf die Unterdrückung allen Rufens und Schreiens auf den Straßen, wie es durch die Verkäufer von Extrablättern, Zeitungen oder andren Waren noch immer recht häufig und im Uebermaß zu geschehen pflegt. In den deutschen Großstädten werden solche Dinge, soweit sie überhaupt Beachtung finden, gewöhnlich auf dem Wege von Polizei-Verordnungen gebessert. In Berlin z. B. hat der durch Ausrufer verursachte Lärm bedeutend abgenommen, so daß selbst ein Extrablattverkäufer einen wirklichen Skandal nur noch in den Nebenstraßen zu vollführen wagt. Auf die Zeit, da die Marktfrauen in den Straßen mit sonderbar melodischem Gejag ihr Gemüse usw. ausriefen, wissen sich jetzt in den meisten Städten nur noch Leute zu besinnen, die wenigstens in das vierte Jahrzehnt ihres Lebens hineingegangen sind. In den Höfen hat sich dieser Brauch sogar bis auf den heutigen Tag erhalten, wo auf den Straßen schon längst Ruhe geschaffen ist. Das ist aber erst eine Seite des Straßenlärms, noch dazu diejenige, der man am ersten einen gewissen Grad von Poesie zusprechen kann, wie jeder bestätigen wird, der noch aus früherer Zeit die Litanei einer umherziehenden Gemüsefrau im Ohr klingen hört. Von weit größerer Noheit ist der Lärm des großstädtischen Verkehrs und im besonderen der Straßenbahnen, und gegen diese zieht ein Mitarbeiter der „Blätter für Volksgeundheitspflege“ zu Felde. Allerdings steht man hier einer Einrichtung gegenüber, die ein Ergebnis notwendiger Entwicklung ist und sich daher nur verbessern, aber nicht beseitigen läßt, jedoch darf man wohl fragen, ob die Berechtigung der Forderung nach möglicher Geräuschlosigkeit des Straßenverkehrs auch nur innerhalb ausführbarer Maßregeln anerkannt wird. Vornehmlich in Deutschland interessiert den Städter die Aenderung, die sich durch die weite Verbreitung elektrischer Straßenbahnen als Noheit oder als Erlass für die älteren Pferdebahnen vollzogen hat. Die Pferdebahnen mit ihrer Klingelei und ihrem Pferdegetrappel waren ganz gewiß nichts Schönes, und man mochte wohl erwarten, daß die elektrischen Bahnen demgegenüber unbedingt einen Fortschritt bedeuten würden. Das Pferdegetrappel ist nun allerdings fortgefallen, aber ist nun wirklich eine Besserung eingetreten? Die Benutzung größerer Wagen für die elektrischen Straßenbahnen hat auffallende Uebelstände mit sich gebracht, und auf sie ist das Schlagwort „Donnerwagen“ gemünzt worden; das Klingeln ist daselbe geblieben, es hat höchstens noch von seinem wenigstens individuellen Charakter verloren, und als miangenehmste Zugabe haben wir das Sausen der Drahtleitung erhalten. Wenn außerdem berücksichtigt wird, daß die Föhrung eines elektrischen Wagens mehr dauernde Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit verlangt als die eines Pferdebahnwagens, und daß erfahrungsmäßig infolge zu hastigen Bremsens gelegentlich der Lärm bedeutend gesteigert wird, so kann man vom hygienischen Standpunkt die elektrischen Straßenbahnen wohl geradezu als einen Rückschritt bezeichnen. Dabei ist nicht einmal der Einwirkung auf das Nervensystem gedacht, die durch das schnellere Fahren und das wenigstens zeitweilig verstärkte Stoßen der Wagen veranlaßt wird, ganz abgesehen von den bei elektrischem Vertriebe häufiger vorkommenden Unglücksfällen durch Ueberfahren. Die Forderung, daß das Geräusch der Straßenbahnen durch die Banart der Wagen und der Schienen auf das Mindestmaß gebracht werden muß, ist daher ganz unabweislich. —

Aus dem Tierleben.

— Ueber den Kampf zweier Krähen mit einem Fuchs-Eichhörnchen schreibt J. F. Goh, Ohio, der Wochenchrift „Meribus“. An einem sonnigen Juminachmittage rodelte ich zum Vergnügen in Garfield-Park, einem der öffentlichen Parks von Cleveland. Ich fuhr auf dem Haupt-Spazierweg, der mit großen Eichen, Ebern und Ahornbäumen bepflanzt war, als ich über mir ein lautes Getöse hörte. Ich stieg von meinem Nade ab und schaute umher, um zu sehen, woher das Geräusch kam, als ich plötzlich eine große Krähe sah, welche von einer Eiche aufflog, sich umwandte und dann auf etwas in der Spitze des

Baumes niederstieß. Eine zweite Krähe that gleich darauf dasselbe. Ich ging um den Baum herum und sah endlich durch eine Lücke im Laubwerk des Baumes ein Nest, welches die Krähen scheinbar gegen einen Eindringling verteidigen wollten, aber ich konnte die eigentliche Ursache ihres sonderbaren Verhaltens und Lärms nicht entdecken. Ich wollte schon weiter radeln, als ich sah, daß die Krähen von der Krone des Baumes niederflogen und auf etwas stiegen, was den Baum heruntereilte. Ich dachte jetzt an eine Schlange, da ich oft gehört hatte, daß Schlangen den Vogelnestern nachstellen. Ich wartete und sah endlich ein großes Fuchs-Eichhörnchen an der Seite des Baumes niederrennen und auf einem niedrigeren Aste anhalten, der etwa 30 Fuß über dem Erdboden sich befand. Jetzt hatte ich den Grund für das Verhalten der Krähen. Das Eichhörnchen hatte den Eiern im Neste nachgestellt und die Vögel versuchten, das Nest gegen dasselbe zu verteidigen. Die Krähen waren mit der Vertreibung des Feindes nicht zufrieden, sondern stiegen während der Flucht fortwährend auf dasselbe. Das Eichhörnchen suchte sich zu verteidigen, verlor aber den Halt und stürzte zu Boden. Ich nahm an, daß es verletzt war und lief dorthin, wo es lag, um zu versuchen, es zu fangen und seine Wunden zu untersuchen. Ich war schon nahe heran, als es ansprang und auf einen nahestehenden Baum kletterte. Ich sah aber deutlich, daß die Krähen dem Hörchen das Fell an mehreren Stellen durchgehacht und ein Stück des Felles abgerissen hatten. Die Stelle, an der das Tier niederfiel, war mit Blut getränkt. —

Technisches.

gr. Neue Signalfarbe im Eisenbahnwesen. Bisher wurde bei uns in Eisenbahnen durch das Signal von weissem Licht „Freie Fahrt“ angezeigt, während das rote Licht die nicht freie Strecke markierte. Wenn nun aber aus irgend einem Grunde die farbigen Signalscheiben zerbrechen, so waren nur noch weisse Lichtsignale vorhanden, die dem Lokomotivführer freie Fahrt bedeuten mußten. Auf solche Weise sind viele Unglücksfälle entstanden, die dadurch beseitigt werden sollen, daß man auch bei uns dazu übergeht, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, das weisse Lichtsignal überhaupt aufzugeben. Das weisse Licht wird durch das grüne Licht ersetzt, das nunmehr „Freie Fahrt“ anzeigt, während das neu zur Einführung gelangende gelbe Licht als Warnungssignal dient. Sieht der Lokomotivführer neben einem grünen Lichte noch das gelbe Signal, so bedeutet dieses in der neuen Sprache der Eisenbahntechnik, daß der Zug langsam zu fahren hat. Versuche hierzu werden zur Zeit auf der Strecke Mitterteufel-Großbesselohe vorgenommen. Jedenfalls dürfte diese Reform des Eisenbahnsignals bald im gesamten Eisenbahnwesen der Erde durchgeföhrt werden, weil dann bei zerbrochenen Scheiben das entstehende weisse Licht keine Bedeutung mehr hat, also auch nicht mehr zu Unglücksfällen föhren kann, da ja der Lokomotivführer darin eine Warnung sehen muß. —

Humoristisches.

— **Ausrede. A.:** „Sie haben mich angeführt; das von Ihnen gekaufte Tier ist ja gar keine echte Angoralak!“
B.: „Ach wissen Sie — alle Katzen sind falsch!“ —
 — **Eine Modemagd. Bauer:** „Wo haben S' Ihre Papier?“
Dienstmagd: „Hier san meine Zeugnis als Magd und hier — als Schauspielerin!“ —
 — **Armer Schelm. Erster Freund:** „Unser Freund August hat sich ja mit einer Schriftstellerin verlobt?“
Zweiter Freund: „Ja, aber sie hat sich alle Rechte vorbehalten.“ —

Notizen.

— Ein neues Werk über Universitätswesen und Universitätsbetrieb von Prof. Friedrich Paussen wird demnächst bei A. Fischer u. Co., Berlin, erscheinen. —
 — **Ferdinand Bonn,** der am 1. Februar sein Engagement im Schauspielhause antritt, wird zunächst den „Richard III.“ und den König in der „Jüdin von Toledo“ spielen. —
 — Die in Berlin verbotene Komödie „Die indische Amme“ von Hans Brenner ist von der Censur freigegeben worden; die Aufföhrung des Stückes im Alexander-Drehtl wird bereits in den nächsten Wochen erfolgen. —
 — **Erich Schallers** neues Stück „Des Pastors Nieke“ ist auch im Münchner Schauspielhause zur Aufföhrung angenommen worden. —
 — „Ora et labora“, ein neues Stück von Hermann Heijermans, wird nächstens in Amsterdam aufgeföhrt werden. —
 — Im Wiener Volkstheater geht am 1. Februar ein neues Schauspiel von Christof Jenny: „Die Sünden der Väter“ zum erstenmal in Scene. —
 — Die deutsche Gesellschaft von „Freunden der Photographie“ beabsichtigt, im Laufe dieses Jahres eine Reihe von Projektions- resp. Experimentavorträgen zu veranstalten, durch welche der Entwicklungsgang der Photographie im 19. Jahrhundert veranschaulicht werden soll. —